

Politische Dimensionen der Weltausstellungen

Autor(en): **Schroeder-Gudehus, Brigitte**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Ferrum : Nachrichten aus der Eisenbibliothek, Stiftung der Georg Fischer AG**

Band (Jahr): **66 (1994)**

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-378296>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Politische Dimensionen der Weltausstellungen

Weltausstellungen sind politische Unternehmen, auch wenn wir den Politik-Begriff eng fassen: sie werden im allgemeinen, ganz oder teilweise, staatlich finanziert, und öffentliche Kredite müssen gerechtfertigt werden. Selbst wenn die Ausstellungen als Privatunternehmen aufgezogen sind – wie etwa die amerikanischen –, sind doch immer öffentliche Verwaltungen, d.h. Stadtverwaltungen beteiligt. Ausserdem sind Einladungen zur Teilnahme, Zusagen und Absagen seit jeher Staatsangelegenheiten; sie laufen über Aussenministerien und diplomatische Vertretungen. Seit dem Abkommen von 1928¹ sind Gastgeberländer ja sogar zur Übernahme der Verantwortung verpflichtet, sonst gilt die Veranstaltung gar nicht als offiziell anerkannt.

Auch von Zweck und Inhalt her sind die Ausstellungen direkt an eine Vielzahl von Sektoren staatlicher Fürsorge oder Intervention gebunden: Wirtschafts- und Aussenpolitik, Sozial-, Kultur- und Bildungspolitik. Und schliesslich bieten sie ein breites Betätigungsfeld für Politik im weiteren Sinne: die der verschiedenen gesellschaftlichen Kräfte und Gruppierungen, der sozialen, geistigen und künstlerischen Strömungen. Sie übermitteln Ordnungsvorstellungen, Zusammenhänge, Hierarchien, im 19. Jahrhundert in den gigantischen Klassifizierungen, im 20. mehr und mehr durch die thematische Strukturierung der Ausstellungsinhalte, weswegen wir ja auch von den Weltausstellungen als «Spiegeln der Gesellschaft» sprechen.

Sie sind immer am Schnittpunkt vielfältiger, mitunter unvereinbarer Interessen entstanden. Nichts ist so oft überschätzt worden wie die Einheitlichkeit und Kohärenz ihrer Zielvorstellungen.³ Dass diese Einheitlichkeit und Kohärenz dennoch in der Sekundärliteratur oft als gegeben angenommen werden, hängt wahrscheinlich mit der zu ausschliesslichen Benutzung der offiziellen Berichte zusammen, die selbstverständlich die einheitliche Botschaft und Bedeutung des Ereignisses euphorisch unterstrei-

chen und das obendrein oft in einer Richtung, die den Anliegen des oder der Berichterstatter betont Rechnung trägt.

Es kann hier nicht darum gehen, mich auf eine Fallstudie zu beschränken, noch mich in so etwas wie einer «allgemeinen politischen Theorie der Weltausstellungen» zu versuchen. Ich möchte das Thema begrenzen, indem ich erstens versuchen werde, die politische Problematik der Weltausstellungen auf drei ganz verschiedenen Einzelgebieten aufzuzeigen, und zwar einmal, der Spannung zwischen kulturellen und kommerziellen Zielvorstellungen, zum andern der ausserpolitischen Relevanz und schliesslich korporativer Interessenpolitik, am Beispiel der Repräsentation der Wissenschaft. Schliesslich, um den Zusammenhang zu stärken, möchte ich alle Themen – vielleicht etwas polemisch – vor dem Hintergrund der Frage entwickeln, warum es heute überhaupt noch Weltausstellungen gibt, das heisst, der Frage nach den politischen Faktoren dieser Langlebigkeit.

Nun wird schon seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts behauptet, die Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts idealtypisch überhöhen zu wollen, müssen wir uns doch fragen, wieviel die Veranstaltungen, von Brüssel bis Hannover, überhaupt noch gemeinsam hatten oder haben werden mit denen, die den Begriff «Weltausstellung» geprägt haben, und ob nicht die Vermutung nahe liegt, dass hier glanzvolle Traditionen nostalgisch vor allem zu Reklamezwecken mobilisiert wird.

Die Frage ist durchaus nicht akademisch; gerade hat die Internationale Organisation für Ausstellungswesen, das Bureau international des expositions (BIE), wieder einmal eine Umfrage bei seinen Mitgliedern veranstaltet. Die Hauptfrage lautete: Entsprechen die grossen internationalen Ausstellungen heute noch den Zielsetzungen, wie sie im Abkommen von 1928 und seinen Zusatzprotokollen formuliert sind und wie die

Prof. Dr. Brigitte Schroeder-Gudehus
Département de science politique
Université de Montréal
Montréal (Québec)
CANADA H3C 3J7

Anmerkungen:

- 1 Die Texte der verschiedenen Abkommen sind zu finden in: Charles Piat: Les Expositions internationales relevant du Bureau international des expositions (B.I.E.). Centre français du Commerce extérieur, Paris, 1983.
- 2 Siehe Anne Rasmussen: «Les classifications d'exposition universelle», in: Brigitte Schroeder-Gudehus, Anne Rasmussen, Les fastes du progrès, Le Guide de expositions universelles, 1851–1992. Paris, Flammarion, 1992, S. 21–38.
- 3 Pierre-Gerlier Forest, Brigitte Schroeder-Gudehus: «La science à tout faire. A propos des représentations scientifiques et techniques dans les expositions universelles», Protée, automne 1988, S. 49–56.

- 4 Enquête sur l'avenir des expositions internationales. BIE, Paris, 1er novembre 1992.
- 5 Brigitte Schroeder-Gudehus, André Bzdera: «La réglementation internationale des expositions», in Brigitte Schroeder-Gudehus, Anne Rasmussen: Les fastes du progrès, op.cit., S. 39–55.
- 6 Sie besteht übrigens nicht aus einem Klüngel von Bürokraten, sondern ist eine ausgewachsene zwischenstaatliche Organisation, deren Entscheidungsorgan aus der Versammlung der Mitglieder besteht. Sie wurde «bureau» genannt, weil das damals auf dem Gebiet des gewerblichen Rechtsschutzes so üblich war (man denke an die Berner Büros im Patentwesen) und weil die Abkürzung von «Organisation internationale des expositions» den Franzosen nicht gefiel, – auch in Frankreich gilt die Gans als dumm.
- 7 Neue Presse (Hannover), 21.5.90; Hann. Allgem. Zeitung, 21.5.90; persönliche Mitteilung.
- 8 Siehe «Wien im Eck?» Profil, 21. Mai 1991, S. 18–21. Das Hannoveraner Projekt wurde aus finanziellen Gründen stark zurückgestutzt (siehe «Eine unerträgliche Hängepartie» Die Zeit, 49, 27. November 1992, S. 20.

Tradition sie vorgibt? – und: Welche Probleme müssen gelöst werden, damit diese Ausstellungen noch eine Zukunft haben?⁴

Das grösste der angeführten Probleme ist uralte, nämlich die Tendenz zu unerträglicher Häufung dieser für die Staatskassen so aufwendigen Veranstaltungen, also die Notwendigkeit, ihre Frequenz zu beschränken. Das war schon das Ziel der Bestrebungen um die Jahrhundertwende gewesen, die dann etappenweise zur Berliner diplomatischen Konferenz von 1912 und später, nach dem Krieg und im Kielwasser der Locarno-Entspannung, zum Pariser Abkommen von 1928 führten.⁵

Der Hinweis in der Umfrage auf die in diesem Abkommen formulierten Zielsetzungen ist nicht sehr hilfreich, denn die waren zum grossen Teil rhetorische Kompromisse, um die verschiedenen Auffassungen zu integrieren, die Mitglieds-Staaten von der Ausstellungsinstitution hatten. Die einen waren eher ausstellungsfreudig wie die Franzosen und die Belgier, andere reserviert wie die Deutschen, und die Engländer hielten schon damals nicht viel von einer Institution, die ihrer Ansicht nach vor allem dem französischen Hang zu sentimentalischen Feierlichkeiten entgegenkam. Insgesamt war wohl den meisten an einer Regelung gelegen, die zwar andere Länder verhinderte, in kurzen Abständen zu diesen grandiosen Veranstaltungen einzuladen, ihnen andererseits aber genug Spielraum liess, um selber eine Ausstellung zu organisieren, wann immer sich das als politisch tunlich erweisen sollte.

Wenn ich im Laufe meiner Ausführungen immer wieder auf das BIE zurückkomme, dann nicht, weil ich dieser Organisation eine überragende Bedeutung beimesse.⁶ Die internationale Reglementierung ist deshalb interessant, weil sie – seit ihren Anfängen – besonders gut die politischen Probleme illustriert, die mit den Weltausstellungen einhergehen, und so erlaubt, sie in ihrer Gesamtheit in den Griff zu bekommen und nicht gruppenweise, hier die französischen, dort die amerikanischen, einmal die des 19., dann die des 20. Jahrhunderts, und so weiter.

Ich möchte auch vorausschicken, dass ich bei diesem etwas grosszügigen Hin

und Her zwischen dem 19. Jahrhundert, der Zwischenkriegszeit und der Gegenwart, das Historiker im allgemeinen schaudern macht, durchaus die Unterschiede nicht aus dem Auge verliere, die zwischen den einzelnen Epochen bestehen, angefangen mit dem politischen Prozess an sich. – Vor hundert und mehr Jahren wurden die Entscheidungen über die Organisation einer Weltausstellung oder die Teilnahme im relativ begrenzten Kreis von Ministerial- und Gemeinde-Bürokratien, Handels- und Gewerbekammern, Industrie-Verbänden und Parlamenten diskutiert. Heutzutage hat sich der Teilnehmerkreis an der Debatte erheblich erweitert. Als die Gutachter des BIE im Frühjahr 1990 nach Hannover fuhren, um sich verfahrensgemäss der Grundlagen der Kandidatur für das Jahr 2000 zu vergewissern, fuhren aufgebrachte Expo-Gegner der Generalsekretärin einen Kinderwagen in die Schienbeine, und im Sommer demolierte ein maskiertes Kommando die Räume des BIE in Paris... Die Versuche der Einflussnahme auf die Entscheidung sind nicht immer so direkt, aber immerhin ist inzwischen schon zweimal eine Weltausstellung zum Gegenstand einer Volksabstimmung gemacht worden: in Wien fiel das Projekt 1990 durch, in Hannover wurde es 1991 mit knapper Mehrheit angenommen.⁸ Ich übersehe nicht, dass es auch früher Widerstände gab. Aber die waren so vielschichtig wie die Ausstellungen selber, während sie sich heute in der Regel in gemeinsamer Opposition gegen die Verschwendung öffentlicher Gelder zusammenfinden.

Die Konkurrenz der Zielvorstellungen

Was nun die Spannung zwischen den Zielvorstellungen anbelangt, so sind die Mutationen der wirtschaftlichen augenfällig: Stadtplanung, Infrastrukturen, Kollektiv-Investitionen, Arbeitsplatzbeschaffung, Belebung des Fremdenverkehrs, allgemeine Ankurbelung der Wirtschaft, – das sind heute die Stichworte der Befürworter von Weltausstellungen; die frühen Motive wie die Stimulierung des Aussenhandels und die Eroberung von Märkten sind demgegenüber sehr zurückgetreten. Die Fachausstellungen hatten den «expositions universelles» auf

diesem Gebiet schon im 19. Jahrhundert den Rang abgelaufen. Auszeichnungen, und damit die Preisgerichte, haben zunehmend an Bedeutung verloren und sind seit 1967, der Ausstellung in Montreal, verschwunden. Der Rückgang der direkten Markt-Funktion der Weltausstellungen ist also nicht zu übersehen. Geblieben ist aber dennoch die Spannung, die seit Anfang bestand und die – wie Herr Beckmann in seinem Buch über die Gewerbeausstellungen vor 1851 gezeigt hat – teilweise schon von weither kam, nämlich zwischen Konzeptionen von Ausstellungen als Instrumente der Absatzförderung einerseits und Instrumente allgemeiner Wirtschaftspolitik andererseits. Das Bildungspathos des 19. Jahrhunderts, das sich in vielen der gedruckten Quellen niederschlägt, verstellt oft den Blick auf die wirtschaftlichen Anliegen, wozu allerdings auch die Tendenz der Forschung beiträgt, sich eher mit den kulturellen und überhaupt kurzweiligeren Aspekten der Weltausstellungen zu beschäftigen.

Es ist unbestreitbar, dass – wenn wir von den Infrastrukturinvestitionen oder Ausnutzung von vorhandenen Kapazitäten absehen, von denen hier nicht die Rede ist – die kulturpolitische Motivierung inzwischen die Programme der Weltausstellungen bestimmt: die Förderung der gesellschaftlichen Aufklärung, des Bürgersinns, des technisch-wissenschaftlichen Verständnisses, des Kulturlebens, nicht zuletzt der sozialen und nationalen Integration und schliesslich immer noch des «Gewerbes» in dem Sinne, dass Weltausstellungen heute für die informatisierte Gesellschaft werben, wie sie im 19. Jahrhundert Propaganda für die Industriegesellschaft machten.

Die Markt-Konzeption hat aber nie kapituliert, und der Konflikt zwischen einem eher kulturpolitischen Konzept und kommerziellen Prioritäten ist nie wirklich gelöst worden. Die ersten nationalen Ausstellungs-Komitees in Frankreich und Belgien entstanden Ende des 19. Jahrhunderts u.a. in Reaktion gegen staatliche Intervention und die dadurch zunehmend politische – auch kultur- und bildungspolitische – Ausrichtung der Ausstellungsprogramme, die das Gefühl aufkommen liessen, es sei «unfein», Waren zu blossen Absatzzwecken auszustellen (sie entstanden allerdings auch in

Reaktion gegen den aus finanziellen Gründen sich immer mehr ausdehnenden Unterhaltungssektor). Während viele, und vor allem die Grossindustrien, in die Fachausstellungen abwanderten und oft für Weltausstellungen nur widerwillig und unter Staatsdruck mobilisiert wurden, fühlten sich mittlere und kleinere Betriebe der Export-Industrie, die Weltausstellungen weiterhin nützlich fanden, nach und nach marginalisiert. Sie schlossen sich zusammen zum Schutz ihrer Interessen unter dem Motto: «Les expositions aux exposants!», d.h. zum Nutzen der gewerblichen Aussteller!¹⁰

Ich möchte vielmehr fragen, ob und wie Ausstellungspolitik und Ausstellungspraktiker versucht haben, mit dieser Spannung zwischen kulturpolitischer Mission der Veranstaltung einerseits und Absatzinteressen der Aussteller andererseits, fertig zu werden.

Schwierigkeiten verursachte, besonders nach dem Ersten Weltkrieg, die Konkurrenz der Messen. Deswegen empfahlen im Anschluss an die Pariser Konferenz von 1928 die Bevollmächtigten ihren Regierungen, nunmehr auch das internationale Messewesen zu regeln, einmal, um diese Veranstaltungen präzise von den Ausstellungen – insbesondere den Weltausstellungen – abzugrenzen, zum andern, um ihre Frequenz ebenfalls zu beschränken. Der Plan scheiterte aber am wütenden Widerstand der Messevereinigungen und Firmen.¹¹

In den dreissiger Jahren wurde immer wieder eine gewisse Erhabenheit zum besonderen Kennzeichen der Weltausstellungen erklärt; die Präsenz der Waren, die nun einmal ungeachtet des hochtrabenden Geredes ein Faktum blieb, wurde umfunktioniert und die Vergleichsmöglichkeit der ausgestellten Erzeugnisse als publikumpädagogisch wertvoll interpretiert.

Es lässt sich praktisch an jeder Ausstellung demonstrieren, wie schwierig es für die Organisatoren war und ist, mit und auf Ausstellungen Kulturstaats-Niveau und wirtschaftliche Leistung zu beweisen, ohne dass die beteiligten Firmen, die ja finanziell unentbehrlich sind, durch allzu offensichtliche Reklame dem kulturellen Anspruch Abbruch tun. Nehmen wir nur als Beispiel die deutsche Beteiligung an der Weltausstellung in Brüssel,

9 Uwe Beckmann: Gewerbeausstellungen in Westeuropa vor 1851. Frankfurt, Peter Lang, 1991. Studien zur Technik-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Band 3.

10 Die deutsche «Ständige» Ausstellungskommission hatte eine andere Ausrichtung. Es fehlt hier aber der Raum, darauf näher einzugehen. Siehe dazu: Brigitte Schroeder-Gudehus und André Bzdera: «La réglementation internationale...» loc.cit., S. 43–44; Maurice ISAAC, Les expositions en France et dans le régime international, Paris, Dorbon Ainé, 1928, S. 168ff.

11 Ibid., S. 53.

- 12 Abendzeitung, Nr. 42, 18–19. Februar 1956, S.5.
- 13 Nicht nur im Stillen gab ihm aber so mancher recht, denn man konnte in der Presse lesen, dass bei aller Berechtigung kultureller Konzeptionen doch zu bedenken wäre, dass hier Steuergelder eingesetzt würden, und die würden nicht in Künstler-Ateliers verdient... Handelsblatt, Nr. 147, 12. Dezember 1956, Beilage «Messen und Ausstellungen»; bezieht sich auf: Die Welt, Nr. 282, 1. Dezember 1956, S. 29.
- 14 Charles Piat: Les expositions internationales, op. cit., S. 111.
- 15 BIE, loc.cit., S. 15.
- 16 B. H. Brough: Sekretär des Iron and Steel Institute. House of Commons International Exhibitions Committee, Minutes of Evidence, 1908, S. 64; Cd. 3773.

1958, deren Thema sich bekanntlich ganz und gar um einen neuen Humanismus rankte. Der deutsche Kommissar, ein Bremer Senator aus dem Kaffee-Import, erklärte in einer Vorbesprechung zwei Jahre vor der Ausstellung:

«Wenn wir uns zu sehr auf humanitäre Themen einlassen, zu sehr auf Gemeinschaftsleistung und Kollektivarbeit machen, dann bleibt uns die Industrie weg. Die brauchen wir aber zur Finanzierung. Die Industrie will ihre Erzeugnisse zeigen und Aufträge buchen, und das kann sie nur bei messeähnlicher Darbietung und voller Firmenangabe. An schönen Arrangements und anonymer Darbietung hat sie kein Interesse. Wir sind keine Romantiker von 1830.»¹²

Es gab einen Aufschrei der Empörung, und Herr Wenhold drückte sich von da an offensichtlich vorsichtiger aus; die deutsche Beteiligung liess dann übrigens im Endeffekt an Kulturbeflissenheit nichts zu wünschen übrig.

Hier sollte die Revision des Abkommens, die schliesslich 1972 in der Form eines Zusatzprotokolls unterzeichnet wurde, offenbar Klarheit bringen. Seit 1972 wird eine «Ausstellung» im Sinne des Abkommens weiterhin definiert als die Darstellung eines Inventars der dem Menschen zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse zur Verfügung stehenden Mittel, unter besonderer Berücksichtigung der Fortschritte und Zukunftsaussichten, und deren Hauptzweck – das kommt 1972 hinzu – die Belehrung des Publikums ist. Während es 1928 noch zur Definition gehörte, dass zwischen Käufern und Besuchern beim Eintritt in die Ausstellung kein Unterschied gemacht werden dürfe, ist von «Käufern» seit 1972 nicht mehr die Rede. Die Distanz zum verpönten «Messe-Charakter» sollte hier also scharf markiert werden.¹⁴

Heute haben die in den nationalen Pavillons ausgestellten Erzeugnisse in der Tat mehr und mehr einen emblematischen Charakter, denn natürlich wird weiter für «Waren» – mindestens indirekt – geworben. So zeigt Frankreich seinen TGV; Kanadas Pavillon in Sevilla war ganz mit von mehreren Firmen gestiftetem Zink verkleidet, und innen prangte ein Exemplar von Bombardiers Ski-Doo. Für konkrete Geschäfte stehen

oft Enklaven am Rande der nationalen Pavillons zur Verfügung; in Osaka 1970, fand sogar eine ganze Industrie-Ausstellung am Rande der Weltausstellung statt. Und schliesslich werben die grossen Firmen – Kodak und Siemens und IBM und wie sie alle heissen – in ihren eigenen Pavillons. Solche Pavillons sind zwar nicht neu: schon früh stellten z.B. ganze Industriezweige in gemeinsamen Gebäuden aus; Krupp hatte seinen eigenen Pavillon 1873 in Wien, und von Anfang an gab es in den amerikanischen Ausstellungen zahlreiche private Firmenpavillons. Aber auch in Europa sind die Pavillons der grossen Firmen längst gang und gäbe: sieben waren es in Sevilla, und in anderen Ausstellungen der letzten Zeit ist offenbar gelegentlich den Gebäuden privater Aussteller mehr Platz zugeteilt worden als teilnehmenden Nationen.

Und hier fragt nun wieder das Bureau international des expositions: «Ist diese massive Teilnahme privater Aussteller noch vertretbar?» Ist sie legitim? Oder ist sie nicht vielmehr im Begriff, die Ausstellungen von Grund auf zu verändern, sie zu denaturieren, indem die grossen, oft multinationalen Firmen sie ihren Image-Strategien einverleiben und in ihren Pavillons und Exponaten dem Besucher-Publikum eher eine Betriebs- als eine nationale Kultur vermitteln?¹⁵ Oder, weniger diplomatisch ausgedrückt: Wenn Ausstellungen in der Hauptsache dazu da sein sollen, das Publikum zu belehren, – was wird hier gelehrt? – und sollten auf diesem Gebiet der Internationalisierung nicht höhere Schranken gesetzt werden?

Es handelt sich hier keineswegs um einen anti-kapitalistischen Affekt, sondern um den Standpunkt, dass kommerzielle Reklame unter dem Deckmantel der Firmen-Kultur unzulässig ist. Werbung für die Nation hingegen ist legitim, – letzteres hatte ja schon zu Anfang des Jahrhunderts ein englischer Geschäftsmann sehr richtig bemerkt. Er sah in der Teilnahme an Weltausstellungen die einzige Möglichkeit für ein Land, auf annehmbare Weise für sich Reklame zu machen.¹⁶ Und damit wären wir zur Ausserpolitik gelangt, denn nationale Image-Pflege nimmt bei der Entscheidung für oder gegen die Abhaltung oder Teilnahme an einer Ausstellung einen wichtigen Platz ein.

Ich möchte aber, bevor ich zu diesem zweiten Punkt übergehe, den vorhergehenden kurz abschliessen: die Spannung zwischen einer vorwiegend an Absatzinteressen orientierten Konzeption der Weltausstellungen und einer anderen, vor allem Erziehung, Bildung und Kultur verschriebenen Konzeption, durchzieht die ganze Geschichte der Ausstellungen. Warum scheint sie heute der Institution gefährlich zu werden? Nicht nur, weil viele der Leistungen, die Weltausstellungen früher erbrachten, von andern Institutionen inzwischen übernommen sind, sondern weil sie mit vielen dieser und anderen Institutionen in scharfer Konkurrenz um die Finanzierung stehen, was sie dazu führt, private Teilnehmer – die Grossfirmen – einen Teil der Kosten bestreiten zu lassen, wodurch sie eine der letzten Besonderheiten der Weltausstellungen preisgeben, nämlich die lehrreiche Gegenüberstellung von Nationen, im «friedlichen Wettkampf». Man darf nicht vergessen, dass obendrein die so mühsam verteidigte Abgrenzung zu den Messen sich mehr und mehr verwischt, weil Messen und «Salons» immer häufiger nun ihrerseits mit dem Anspruch auftreten, ausser Waren auch allgemeine Publikums-Information (und -Unterhaltung) anzubieten.

Aussenpolitische Relevanz

Wenden wir uns nun der Aussenpolitik zu. Im 19. Jahrhundert war die aussenpolitische Relevanz der Weltausstellungen beträchtlich; sie war Demonstration von Macht, Reichtum, Genie, internationalem Einfluss. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, dass Weltausstellungen damals für lange Zeit die einzigen wirklich internationalen Institutionen waren. Einladungen, Zusagen und Absagen gehörten zum Instrumentarium der Diplomatie. Je prompter die Annahme der Einladung und je grosszügiger die Ausstattung der Besckung, desto zwingender war daraus zu schliessen, dass dem eingeladenen Staat die guten Beziehungen zum Ausstellungsland wichtig waren. Als Bismarck in den Jahren 1887–88 die Teilnahme der Monarchien an der Pariser Ausstellung von 1889 hintertrieb, lag ihm daran zu verhindern, dass Frankreich eine Teilnahme der Grossmächte als das Ende seiner Isolierung interpretieren und effektiv in Sze-

ne setzen konnte. Die Anstrengungen der französischen Diplomatie, Bismarcks Pläne zu durchkreuzen, unterstreichen diese Signalfunktion der Ausstellung. Signal-Charakter hatten auch des Zaren diskrete Unterstützung der Teilnahme russischer Privat-Aussteller und der Besuch der Ausstellung durch seinen zweiten Sohn, unter einem, wie es hiess, sehr durchsichtigen Inkognito.¹⁷ Politisch betrachtet war weiterhin stets die Teilnahme – oder der Ausschluss – abhängiger Länder oder Gebiete: bekannt ist der Fall Böhmens, das versuchte, auf eben derselben 1889er Ausstellung einen eigenen Stand zu haben (was allerdings durch österreich-ungarische Intervention beim französischen Ausstellungskommissar verhindert wurde).¹⁸ Auch Kanada hat eine lange Geschichte der graduellen Absetzung vom britischen Mutterland, und die internationalen Ausstellungen waren ein Terrain, auf dem nationale Identität demonstriert werden konnte, allem voran mit dem Bestreben, den kanadischen Pavillon so weit wie möglich vom britischen entfernt aufzubauen, worauf London entsprechend verärgert zu reagieren pflegte.

Seit dem Ersten Weltkrieg haben zahllose internationale Organisationen und Institutionen den Weltausstellungen als Terrain diplomatischer Zeichensprache den Rang längst abgelassen. Sie sind heute in dieser Hinsicht relativ bedeutungslos. Man kann diesen graduellen Bedeutungsschwund ablesen an dem diplomatischen Aufwand, der die Bemühungen um eine internationale Regelung des Ausstellungswesens begleitete: die Berliner Konferenz von 1912 wurde vom deutschen Aussenminister und dem französischen Botschafter eröffnet, und Reichskanzler Bethmann-Hollweg bewirtete die Delegierten in dem Saal, in dem Bismarck 1878 die Berliner Konferenz präsiert hatte. Bei den Verhandlungen sasssen Vertreter der nationalen Ausstellungskommission als Sachverständige im Hintergrund, um den Delegierten (Diplomaten und Beamten der Wirtschaftsressorts) notfalls beizustehen. 1928 ging es bescheidener zu: der französische Handelsminister eröffnete die Konferenz, geleitet wurde sie vom als Präsidenten bevollmächtigten Oberhaupt des französischen Ausstellungskomitees (einer privaten Organisation); von den nationalen Ausstellungskomitees kamen auch viele der Delegierten,

17 Brigitte Schroeder-Gudehus: «Les grandes puissances devant l'Exposition universelle de 1889», *Le Mouvement social*, 149, novembre-décembre 1989, S. 15–24.
18 *Ibid.*, S. 20.

- 19 Henry Picker: Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier, 1941–1942. Stuttgart, Seewald Verlag, 1965, S. 135. («Unser Bienenfleiss hat uns zur Herstellung von Massenartikeln instand gesetzt. Diese waren billig, aber sie konnten nicht die Qualität der englischen Erzeugnisse haben: Wir waren Anfänger und kannten die Produktionsgeheimnisse nicht. So kam es, dass auf einer Weltausstellung in Philadelphia in den achtziger Jahren die deutsche Produktion das Prädikat «billig und schlecht» erhielt.»)
- 20 Christopher Rand: «Letter from Brussels», *The New Yorker* 34 (29. März 1958), S. 39.
- 21 «Der optische Bereich», *Der Spiegel*, 46, 13. November 1957; Botschaft Paris (Maltzan) an AA, am 11. Oktober 1957 (Auswärtiges Amt, Politisches Archiv, Wi 307a/7 1559/57).
- 22 Robert W. Rydell: «This is America: The American Pavilion at the 1958 Brussels World's Fair», 1989, Manuskript.

neben Beamten der interessierten Ressorts. Heute ist die Teilnahme an den Versammlungen des BIE vollends eine Routine-Angelegenheit für Beamte, hier des Aussen- oder Wirtschaftsministeriums, dort der Pariser Botschaften. Das ganze Gebiet der Teilnahme an Weltausstellungen wanderte in manchen Ländern in die Kulturabteilungen der Aussenministerien ab oder gar, wie kürzlich in Kanada, ins Ministerium der «Communication», das gerade aufgelöst worden ist und zu einem grossen Teil, darunter auch die für die grossen internationalen Ausstellungen zuständige Abteilung, einem neuen Ministerium für «Kanadisches Kulturerbe» zugeschlagen wurde. Mit andern Worten: heute deckt sich die aussenpolitische Dimension der Weltausstellungen weitgehend mit dem der auswärtigen Kulturpolitik, die sich um das nationale Image besorgt. Und das zeugt nicht von einem Bedeutungszuwachs.

Natürlich sind die Übergänge hier fließend: auch die wirtschaftliche Leistung, jahrzehntelang in Medaillenstatistiken dokumentiert, gehört zur Prestige-Politik, zur Pflege des nationalen «Image». Diese Statistiken wurden meistens erst einmal schöpferisch gestrafft, bevor man sie der Öffentlichkeit triumphierend um die Ohren schwang. Blamagen zitterten noch Generationen später im kollektiven Bewusstsein nach: wie Reuleaux's «billig und schlecht» in Hitlers Tischgesprächen!¹⁹ Die Politik nationaler Selbstdarstellung ist ein unerschöpfliches Thema, und ich möchte hier nur auf ganz wenige sicher auch weiterhin problematische Aspekte eingehen.

Guter Eindruck und Profilierung sind die Stichworte einer aussenpolitisch erfolgreichen Selbstdarstellung. In Pavillons und durch Exponate (wozu natürlich auch die kulturellen Veranstaltungen und offiziellen Besucher, wie Staatsoberhäupter, gehören) wird nicht nur für die Nationen geworben, geworben wird auch für Lebensstile, für Gesellschaftssysteme. Paris 1937, New York 1939 und vor allem Brüssel 1958 liefern dafür gute Beispiele. Die Konfrontation, auf der Höhe des Kalten Krieges zwischen den USA und der Sowjet-Union wurde sogar als eine der Hauptattraktionen dieser Ausstellung bezeichnet.²⁰ Auch Deutschland verfolgte in Brüssel sehr politische Ziele: dreizehn Jahre nach

dem Zusammenbruch des Hitler-Regimes war es eine heikle Aufgabe, für dieses Land zu werben. Man war sich dessen wohl bewusst, denn als z.B. der Plan aufkam, die Vorzüglichkeit des deutschen Sozialfürsorgesystems am Beispiel der Stadt Nürnberg darzustellen, einem Ort, der – wie es hiess – dem Publikum nicht erst vorgestellt zu werden brauchte, da Nürnberg «als historische alte Stadt auch im optischen Bereich des Auslandes» liege. Es fiel dann doch jemandem auf, dass in diesem optischen Bereich nicht nur Hans Sachs und das Männleinlaufen liegen könnte, sondern auch ein paar beschämende Gesetze, Parteitage und ein Gerichtshof, und dass dadurch die Gefahr «irrationaler Reaktionen im Unterbewusstsein vieler Menschen» bestünde, derentwegen die grossen Anstrengungen der Bundesrepublik für die Weltausstellung «nicht voll zur Geltung kommen würden».²¹

Derartige Probleme politischen Feingefühls in der Selbstdarstellung sind so alt wie die Ausstellungen selbst und werden sich auch in Zukunft nicht vermeiden lassen. In Brüssel tauchte hingegen ein anderes auf, das neu war und sich sicher auch für künftige Ausstellungsteilnehmer stellen wird. Während in der Regel nationale Selbstdarstellung sich individueller oder kollektiver, materieller oder geistiger Höchstleistungen bedient – also des Ausserordentlichen –, hatten die Amerikaner in Brüssel auf eine ganz andere Karte gesetzt. Im Pavillon der USA sollte der ganz gewöhnliche «American Way of Life» gezeigt werden, unprätentiös, verspielt, sogar selbstkritisch.²² Dass diese Konzeption zum Teil aus Zeitmangel zustandekam, ist hier unerheblich. Distanzierung vom üblichen Auftrumpfen, um nicht zu sagen: nationalen Protzen, war hier auch ein Mittel zur Profilierung. Andere Länder sind seitdem diesem Beispiel gefolgt. Haben sie Erfolg gehabt? Man kann daran zweifeln. Die Amerikaner waren 1958 so weit gegangen, in einer besonderen Sektion unter dem Titel «Unfinished Business» auch düstere Aspekte ihrer Gesellschaft, wie Armut und Rassentrennung, zu zeigen. Die wurde schon nach ein paar Tagen umarrangiert auf Grund von Protesten einflussreicher amerikanischer Besucher. Man vergisst zu leicht, dass Selbstdarstellung nicht nur nach aussen, sondern

auch nach innen gerichtet ist. Nach Sevilla kann ja auch die Schweiz in der Beziehung auf einige Erfahrungen hinweisen.²³

Sevilla hat gezeigt, wie schwierig bei der weitverbreiteten Bevorzugung technischer Leistungsbeweise die Profilierung inzwischen geworden ist, d.h. sich als Land klar identifizierbar und nachhaltig in die Erinnerung der Besucher einzuprägen. Diese Schwierigkeit wird noch verstärkt durch die fortschreitende Internationalisierung der Ausstellungstechniken und des Ausstellungs-Designs, so dass schliesslich – zur grossen Freude der Architekten – nurmehr die Pavillons die Möglichkeiten bieten, nationale Eigenart zu demonstrieren. – Mit dem massiven Aufgebot an Technologie, an Bildschirmen, interaktiven Computern und Robotern, wären wir beim dritten Thema, dem der Technik und der Wissenschaft angelangt, was ich allerdings hier in einer bestimmten Perspektive behandeln will, nämlich der Instrumentalisierung der Weltausstellung zum Vorteil korporativer Interessen.

Unter den Fragen, um deren Beantwortung das BIE die Mitgliedstaaten gerade gebeten hat, finden sich auch einige zur Wissenschaft und Technik. Davon erkundigt sich eine nach dem Gewinn, die Weltausstellungen durch die Neuerungen, die sie zeigen, die Kontakte, die sie vermitteln, den beteiligten Ländern, d.h. den Fachleuten, den Wissenschaftlern der beteiligten Länder, tatsächlich bringen. Ein derartiger «Gewinn» kann auf ganz verschiedenen Ebenen liegen, auch dem korporativer Interessen, und dafür möchte ich, was die Wissenschaft anlangt, zwei Beispiele ganz verschiedener Natur bringen.

Das Bild der Wissenschaft

Seit 1851 fanden am Rande der Ausstellungen internationale Kongresse statt. Auch sie waren wie die Ausstellungen eine Erscheinung des Internationalisierungsprozesses, ganz abgesehen von praktischen Gründen; die Anziehungskraft der Ausstellungen sicherte diesen Versammlungen eine gute Teilnahme. Obendrein waren viele Naturwissenschaftler, die Chemiker zum Beispiel, ohnehin als Jury-Mitglieder anwesend. In Wien 1873 wurden Kon-

gresse zum ersten Mal in das offizielle Ausstellungsprogramm aufgenommen. Aber die Idee, dass es hier eine Gelegenheit gab, neben dem materiellen Fortschritt auch den geistigen zu inventarisieren, wurde vor allem in Frankreich in die Tat umgesetzt. Ab 1878 wurden Kongresse organisiert, um systematisch – jeweils den entsprechenden Gruppen der Klassifizierung zugeteilt – ein Gesamtbild des geistigen, sozialen, schöpferischen Entwicklungsstandes zu geben.²⁴ Tonangebend waren die offiziellen Vertreter des Geisteslebens: die Spitzen der einschlägigen Verwaltungen, die Akademien. Nach Sparten zusammengesetzte Organisationskomitees entwarfen die Nomenklatur, akzeptierten Kandidaturen von Vereinen und Gesellschaften oder lehnten sie ab. Und wo es Lücken gab, wurden Kongresse sozusagen von oben herab einberufen. 61 und 69 Kongresse 1889 seien auf Initiative der Ausstellungsdirektion entstanden, brüstete sich der Ausstellungsbericht.

Man kann leicht abschätzen, wie hier Machtpositionen und Möglichkeiten der Einflussnahme auf die intellektuelle Entwicklung geschaffen wurden, und zwar offensichtlich auf Grund eines Legitimationsaustauschs: Legitimitätszuwachs für Aktivitäten – und in der Wissenschaft: Disziplinen, deren Kongresse unter der Schirmherrschaft der Ausstellung stattfanden, Legitimitätszuwachs auch für die Ausstellungen und ihren Anspruch, hier sozusagen den letzten Stand des Wissens der ganzen Welt zu dokumentieren.

Die internationale Dimension kam erst ab 1889 wirklich zum Tragen und erreichte im Jahr 1990 einen ersten Höhepunkt, denn vorher handelte es sich oft um nicht viel mehr als nationale Kongresse mit einigen ausländischen Teilnehmern. Und hier bricht nun ein anderer politischer Aspekt durch, der nicht mehr hauptsächlich die interne Wissenschaftsszene Frankreichs betrifft, sondern den Rang der französischen Wissenschaft in der Welt.

Durch die Hereinnahme in die Weltausstellungen wurden nämlich die internationalen Kongresse auch insofern offiziell, als die voll diskussionsberechtigten Teilnehmer in nationalen Delegationen auftraten, die im allgemeinen von

23 Siehe dazu die zahlreichen Leserbriefe an die Neue Zürcher Zeitung, u.a. vom 11. Juli 1992, S. 31; vom 16. September 1992, S. 37, und vom 7. Oktober 1992, S. 28.

24 Anne Rasmussen: «Les congrès internationaux liés aux Expositions universelles de Paris (1867–1900)», Mil neuf cent. Cahiers Georges Sorel, no 7, 1989, S. 23–44.

- 25 Cassano an Millerand, 8. Okt. 1900 (Archives nationales, ms F1243 16), zitiert nach Anne Rasmussen, op.cit., S. 34. «En soumettant tous les congrès internationaux à une direction supérieure, en leur imprimant une impulsion plus puissante, en utilisant toutes les compétences agitées dans les diverses réunions de cette année, on arriverait à résoudre certains problèmes, notamment ceux relatifs au développement intellectuel et à l'organisation sociale dans le sens le plus élevé et par la méthode la plus éclairée. L'œuvre des congrès internationaux deviendra le facteur le plus puissant du progrès moral et matériel, elle se transformera en une sorte de corps délibérant international chargé d'aider et d'éclairer les législateurs du monde entier.»
- 26 Brigitte Schroeder-Gudehus: «Les congrès scientifiques et la politique de coopération internationale des académies des sciences», *Relations internationales*, 62, été 1990, S. 135–148.
- 27 Robert W. Rydell: «The Fan Dance of Science: American World's Fairs in the Great Depression», *Isis*, 76, 1985, S. 525–542.
- 28 Jacqueline Eidelman: «The Cathedral of French Science: the Early Years of the Palais de la Découverte», in Terry Shinn, Richard Whitley (Hrsg.): *Expository Science: Forms and Functions of Popularization*. Dordrecht u. Boston, Reidel, 1985, S. 195–207.
- 29 Robert W. Rydell: «The Fan Dance . . .», loc.cit.

ihren Regierungen ernannt waren und sich aus den oberen Schichten der repräsentativen wissenschaftlichen Körperschaften rekrutierten. Hier wurde die Schaffung einer internationalen Instanz auf höchster Ebene angestrebt.

«Indem wir die internationalen Kongresse einer höheren Leistung unterordnen», heisst es im Oktober 1900 in einem Brief an den Erziehungsminister Millerand, «... (wird sich) die Gesamtheit der Kongresse ... zu einer internationalen beratenden Versammlung entwickeln, deren Aufgabe es sein wird, den Gesetzgebern der ganzen Welt beizustehen und sie zu erhellen.»²⁵

Wir dürfen nicht vergessen, dass in dieser Zeit die deutsche Wissenschaft in mehreren Disziplinen Weltgeltung erlangte und in der Dynamik der internationalen Vereinigungen und Kongresse eine führende Rolle spielte.²⁶ Dass hier ein Versuch vorlag, der internationalen Szene wieder habhaft zu werden unter Ausnutzung der Anziehungskraft, die die Weltausstellungen – und Paris – ausübten, ist sicher keine abwegige Hypothese. Denn diese «Gesamtheit der Kongresse» wäre natürlich in Anlehnung an die französische Nomenklatur strukturiert worden, die «direction supérieure» – wie international auch immer – wäre in Paris verankert gewesen und hätte damit Frankreich wieder zum Anspruch berechtigt, das Zentrum der internationalen Wissenschaft zu sein.

Für das zweite und letzte Beispiel müssen wir ein halbes Jahrhundert überspringen. In den dreissiger Jahren tritt in den Gastgeberländern die Wissenschaft bei der Konzeption und der Durchführung der Ausstellungen ganz eindeutig zur Verteidigung ihrer korporativen Interessen in Erscheinung. Bei der Planung der Century of Progress-Ausstellung in Chicago 1933 mit seiner «Hall of Science» hatte der National Research Council eine wichtige Rolle gespielt.²⁷ 1937 bekam Paris sein «Palais de la Découverte» – ein Sieg Jean Perrins, der hier die dominierende Stellung der Grundlagenforschung dokumentieren wollte.²⁸ 1939 in New York gelang es den amerikanischen Wissenschaftskreisen zwar nicht, sich durchzusetzen, sie hatten es aber wenigstens versucht.²⁹ In allen drei Ausstellungen war

das Ziel, den Beitrag der wissenschaftlichen Forschung zum gesellschaftlichen, vor allem aber auch wirtschaftlichen Fortschritt als entscheidend herauszustellen und damit den Anspruch auf grosszügigere Finanzierung zu untermauern.

In der Mitte der fünfziger Jahre, an der Schwelle der Brüsseler Ausstellung, war mangelnde Finanzierung der naturwissenschaftlichen Forschung insgesamt kein Problem mehr. Der Status der Naturwissenschaft in der Gesellschaft wurde von einer ganz anderen Seite her bedroht; die fünfziger Jahre, das war die Angst vor dem Atomkrieg, vor den Auswirkungen radioaktiver Niederschläge, der Unterschriftensammlungen und Protestaktionen gegen die Test-Explosionen, und einer wachsenden Wissenschaftsfeindlichkeit. Hier bot die Brüsseler Ausstellung die Möglichkeit zu meinungsbildendem Eingreifen. Zwar insistierte die Ausstellungsdirection auf dem Thema des neuen Humanismus und forderte die teilnehmenden Länder immer wieder auf, nicht ihre Macht, sondern ihre Vorstellungen von einem glücklichen Leben zu demonstrieren. Dennoch konnte auf eine triumphierende Inszenierung des wissenschaftlichen Fortschritts schon wegen des grossen Symbolwerts der Wissenschaft nicht verzichtet werden, nämlich als eines universalen, kooperativen Unternehmens. Um eventueller Wissenschaftskritik von vornherein den Wind aus den Segeln zu nehmen, wurde entschieden, das «Palais international de la science» ausschliesslich der reinen Wissenschaft zu widmen – sciences pures, pure sciences – unter Ausschluss jeglicher Beachtung eventueller Anwendungen. Warum das so war, ist nirgendwo klarer ausgedrückt worden als in dem Vorwort, das Sir Lawrence Bragg, Nobelpreisträger der Physik, für den Katalog verfasste. In diesen Räumen, schrieb er, sei Forschung dargestellt, die um ihrer selbst willen betrieben würde; darunter seien Entdeckungen ohne offensichtliche Anwendbarkeit, woraus erhelle, dass der reinen Forschung ergebende Wissenschaftler nicht durch Nachdenken über mögliche Anwendungen abgelenkt werden sollten. Solche Überlegungen sollten den Technikern überlassen bleiben, die dann nach ihrem Gutdünken von den Entdeckungen auszuwählen hätten, was ihren praktischen Bedürfnissen am besten

entspräche. Sir Lawrence verglich die Forschung mit Entdeckungreisenden und die Techniker mit Bauern oder Bergleuten, die aus den entdeckten Schätzen neue Reichtümer hervorbringen. Das Publikum sollte das Palais in der Überzeugung verlassen, dass die Wissenschaft, nur dem Imperativ des Forschens folgend, mit Anwendungen nichts zu tun habe. Die seien demnach das Werk der Techniker, die – wohlgerne – frei wären (hier gibt es keine Imperative!) auszuwählen, anzuwenden – oder nicht. Auf diese Weise konnte die Wissenschaft wieder in guter Weltausstellungstradition als die grosse Wohltäterin auftreten.

Wie weit das Palais in dem beabsichtigten Sinne meinungsbildend gewirkt hat, lässt sich bei der Quellenlage schlecht abschätzen. Es darf nicht vergessen werden, dass parallel dem Werben für die «reine» Wissenschaft, die Propaganda für die friedliche Nutzung der Atomenergie lief, das heisst, es wurde alles getan, um apokalyptische Assoziationen beim Besucher-Publikum zu vermeiden.³⁰

Die Ausstellung in Hannover wird sich ähnlichen Problemen gegenübersehen. Die Organisatoren wollen sich der Technikkritik nicht nur stellen, sie planen sogar, sie sich teilweise zu eigen zu machen. Man muss sich nur fragen, ob Weltausstellungen wirklich auf die Exaltation des Fortschritts, die Triumphe der Wissenschaft und Technik verzichten können.

Und damit sind wir zum Schluss gelangt und zu der Frage, warum es überhaupt noch Weltausstellungen gibt.

Wir haben gesehen, dass sie für den Aussenhandel und die Aussenpolitik nur noch eine sekundäre Rolle spielen. Natürlich wie alle Megaspektakel, bei denen nationales Prestige auf dem Spiel steht, eröffnen sie Stadtvätern Zugang zu Investitionsgeldern, an die sonst nicht heranzukommen wäre. Weltausstellungen sind auch ein Instrument – wenn auch eine sehr teures – in dem Prozess, den man die «Festivalisierung der Politik» genannt hat: Diversion, Mobilisierung von stolzem Zusammengehörigkeitsgefühl, um der steigenden Fragmentierung der Gesellschaft entgegenzuwirken.

Ich habe vorhin die Internationalisierung von Design und Ausstellungstechnik erwähnt, durch die eine Art Nivellierung der Unterschiede – übrigens nicht nur zwischen Ausstellungsländern, sondern inzwischen auch unter Ausstellungstypen – entstanden ist. Und hier, scheint mir, sollte man einen wichtigen Faktor der Langlebigkeit der Institution suchen, nämlich in der zunehmenden Professionalisierung von Ausstellungs-Organisation und -Ausstattung. In den achtziger Jahren erbrachte dieser Sektor einen weltweiten Umsatz von über 50 Milliarden Dollars, und diese Summe ist inzwischen sicher beträchtlich gestiegen. Es handelt sich da in den industrialisierten Ländern um einen Wirtschaftssektor, der staatliche Ermunterung beanspruchen kann. Mit andern Worten, die Formulierung ist bekannt: die Ausstellungen, die früher ein Ort waren, in dem Produkte gezeigt wurden, sind selber ein Produkt geworden. Sie verlieren damit ihre Besonderheit, ihre Einmaligkeit, und werden politisch banalisiert.

Vielleicht sollten wir noch einen letzten Grund für ihren Niedergang nicht übersehen: Weltausstellungen waren immer der Schauplatz von nationalen Rivalitäten, aber auch von kollektiven Wunschvorstellungen, von Utopien. Mit dem friedlichen Wettkampf, mit dem – bei aller Rivalität – zivilisierten Nebeneinander, schienen im 19. Jahrhundert die Weltausstellungen vorwegzunehmen, was als «normale» Weltordnung sich in der Zukunft durchsetzen würde. Nicht jede Ausstellung hatte einen Eiffelturm, aber jede lud doch die Menschheit ein, Stufe um Stufe einer besseren Welt entgegenzusteigen. Das tun sie heute auch noch, aber der Fortschrittsglaube ist längst nicht mehr ungebrochen, und wir sind immer weniger sicher, ob es auf dem nächsten Absatz noch Grund zum Jubel geben wird. ■

30 Brigitte Schroeder-Gudehus: «Popularizing Science and Technology: Brussels 1958», in Nancy Gwinn, Robert W. Rydell (Hrsg.): Fair Representations. Amsterdam, University of Amsterdam Press, Amsterdam, 1994 (im Druck).